

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1922

180 (5.8.1922) Die Mußestunde

lagen. Noch jetzt hängen die französischen Fahnen dort, die man zur Ehre der Toten hängen, und die auch von den deutschen Soldaten während der kurzen Zeit der Besetzung nicht entfernt wurden.

Dann ging es weiter, links und rechts vorbei an vernichteten Wäldern, deren Reste kahlköpfige Gestrüpp und verzerrt schwarze, verkrüppelte Baumstämme sind, die uns angrinsen und den Blick der Natur einer entarteten Menschheit entgegen schmeißen.

Am Abhang der Höhe hat ein Amerikaner ein Denkmal errichten lassen, hinaufend über einen französischen Schützengraben, der verschüttet wurde, als die Soldaten eben zum Angriff vorzugehen wollten. Die aufgeschanzten Bajonette ragen zum Teil noch aus dem Graben heraus.

Und weiter geht es durch das Totenland, das in seinen Schoße Tausende unaufgegebener Menschenleiber birgt — die Vermissten. Granattrichter neben Granattrichter, das Land von der Muttererde entblößt.

Frankreich hat 3000 zerstörte Dörfer. 46 Orte sind vollständig vom Erdboden verschwunden. Bäre es nach dem Wunsche unserer Kriegsheer und Kriegsverlängerer gegangen, dann wäre das Rheinland jetzt ebenso verwüstet.

Wir durchstreifen die Argonnen. Der Anblick der abgestorbenen Wälder, der geschossenen Dörfer, der abwechselnd links und rechts aufstrebenden großen Friedhöfe mit weißen (Franzosen) und schwarzen (Deutsche) Kreuzen, der aufgewühlten Erde, der Drahtverhaue, Spanischen Keilern, geschossenen Tanks usw., ist grauenerregend.

Wir kommen zur Höhe 108, die zwei große Minenrichter aufweist, deren Schoß ganze Kompagnien zerschmetterter Menschenleiber birgt, die hier in die Luft gesprengt wurden, und deren Grab man nie finden wird.

Der Rückweg nach Verdun führt durch die Champagne. — Ein Totenmeer. — Die Natur vernichtet, der Boden gemüht, die Dörfer dem Erdboden gleichgemacht, zurückgebliebenes Kriegsgerät, Drahtverhaue, Friedhöfe, und abermals Friedhöfe! Säras, die am Wege stehen, warten auf die Überreste der Verfallenen, die bei der Aufräumungsarbeit gefunden werden.

Wir besuchten unterwegs noch den Friedhof Omes-Malancourt, auf dem 6000 Franzosen und 700 Deutsche beerdigt sind, und legten am Grabe der Opfer menschlicher Grausamkeit zwei Kränze nieder. Entsetzt, bis ins Innerste erschüttert über die letzten, grausamen, alles vernichtenden Auswirkungen einer reinen Männerpolitik und Männerherrschaft, kam ich auf dem Bahnhöfe in Verdun wieder an. Mit dem unerschütterlichen Willen, dem Vernichtungswert des Mannes das Weib entgegen zu stellen, das allein die Menschheit vor dem Untergang erretten kann, fuhr ich in die Heimat.

Weib sein, heißt geben, aber nicht überall nachgeben, helfen, aber nicht dienen, erbarmen, aber nicht beteln. Denkt daran, Mütter und Frauen, gebt der armen Menschheit Sonnenschein und weicht nicht vor einer Männeransicht, die glaubt, die Menschheit besser führen zu können, weil sie rücksichtslos ist. Erfüllt eure Pflicht der Menschheit gegenüber.

Maria Reber im „Gamb. Echo“.

Rätsellecke

Grid of letters for a word search puzzle. The grid contains words like 'wir', 'de-', 'jun-', 'man-', 'trau', 'ar', 'den', 'trau', 'ge-', 'des-', 'ga-', 'dank', 'häll-', 'fun-', 'gen', 'wir', 't:n', 'ben'.

Reim-Füll-Rästel

Er denkt der Rosen, die er — — —
Am Gärtlein vor der Eltern — — —
Und säht noch, wie die Hand ihm — — —
Sein Bräutchen für den Sonntag — — —
Und segnet lächelnd seine — — —
Und bricht vom Zweig die deutsche — — —

Scherz-Einstak-Rästel

„Spiel in eine Waffe ich,
Kennte man als Bauwerk mich.“

Rästel

„Oh „S“ findet mich in Erdreichs Gründen,
Mit „S“ kannst du's im Körper finden.“

Auflösungen der Rästel in der Nummer der 30. Woche

- Rästel: Wer nicht Früchte hat, ist immer sautlos.
Buchstaben-Scherzrästel: Eisenstein.
Besuchskarten-Rästel: Seifenstein.
Rästel: Kresse, Kresse, Kresse.

Mögliche Lösungen fanden ein: Albertine Münch, Frau M. Günther, Karl Algeier, Fritz Gerbert, Frau August Kraus, Irma und Kurt Göhring, Beria und Walter Schall, Hedwig und Willi Röder, Luise Dasermer, Franz Keppele, Frau A. König, Karlstraße, Ludwig Rastner, Karlruhe-Mintheim, Theodor Wenders, Durlach, Heinrich Weg, Söllingen, Frau Liesel Nikolaus, Eppingen; Fraulein Rosa Wängler, Notensfeld (Murgtal).

Witz und Humor

Gerechtfertigter Wunsch. Beim Minister des Innern hat ein Herr Audienz, der wegen Namensänderung petitioniert.
„Wie heißen Sie?“ „Mein Name ist Ziek.“ „Ja, das ist doch ein ganz schöner Name; weshalb wollen Sie ihn denn ändern?“

Ein Schlauberger. Ein Lehrer bespricht mit zehnjährigen Knaben den biblischen Kindermord zu Bethlechem. Bei dem Satze, daß die Mütter hätten geweint und sich nicht hätten trösten lassen wollen, fordert er die Klasse auf, sich dazu zu äußern.
Als einzelne Kinder ihren Vermutungen darüber Ausdruck gegeben hatten, wie die Großmütter, die älteren Kinder, die Tanten, die Nachbarn usw. die Mütter wohl zu trösten versucht haben mochten, fragt der Lehrer: „Und ihre Männer? Was werden die wohl gesagt haben?“

Zu weit gegangen. Zahnarzt (nach längerem Bohren): „Mein Herr, ich glaube, der Zahn war schon mal plombiert, da guckt so was wie Gold raus!“ — Patient: „Um Gottes willen, das ist mein Kragenknopf!“

Schriftleiter: Hermann Winter, Druck und Verlag von Graf u. Cie.; beide in Karlsruhe, Luisenstraße 24.

Die Aufseherin
Zur Unterhaltung und Belehrung

31. Woche Karlsruhe, den 5. August 1922

Gräber

(Den Toten des Weltkriegs)

Die kleine Hügel im herbstlichen Land...
Der Wind pfeift drüber und kräuselt den Sand.
Zwei dürre Stöcke, zum Kreuz verdrängt,
ein Helm, ein Käppi draufgehängt
und druntergeklüppelt mit Lindenblei:
„Franzosen — sieben und Deutsche — drei“.

So schläft fern der Heimat, verlassen und stumm,
das selbstvergessene Helidentum.
Was verdrängt nach ihnen und ihrer Tat? —
Zehn Zeilen begabtes Interat,
ein plattes Wort in den Zeitungspalten
von der Pflicht und der Treue, die sie gehalten? —

„Nein! Denn die tausend Kinder und Frau'n,
die vergräbt nach den Totenhügeln saun'n,
sie wissen und feins von ihnen vergißt,
was alles hier unten begraben ist.“

Und willst du erfahren, wie viele es sind:
Frage den Wind!
Den Wind, der über die Gräber jagt,
der nichts nach deutsch, nach französisch fragt.
Da — er schluchzt an dem hölzernen Kreuz vorbei:
„Franzosen — sieben und Deutsche — drei.“

Karl Wedger.

Golgatha

Von Hermann Stens

Des Kreuzes von Bois rassoule wird mancher Mann
gedenken. Wie überhaupt das ganze, für die gesamte Welt
riesengroße Unglück von Verdun mit eisernem Griffel in
die Erinnerung all jener, ob Franzmann oder Deutsche, eingegraben ist, die in jene Hölle aus Schlamm und Feuer hineingekreicht wurden.

Es war etwa um die Zeit des Sommers 1916, um welche der
damalige General Falkenhayn die Leitung des Krieges an
der Westfront abgenommen erhielt, weil er dem Drängen des
deutschen Kronprinzen, Verdun unter allen Umständen zum Falle
zu bringen, nachgegeben und damit den zu jener Zeit schwächsten
Punkt der deutschen Front vor aller Welt hatte bloßlegen lassen.
Der Grund, weshalb der alte Herr so plötzlich ging, blieb auf
die Dauer kein Geheimnis. Zuerst sickerte die Nachricht vom
zweiten Stode des Großen Hauptquartiers in Metzres über
den Beinahefall des luzziösen Offizierskafinos
nach dem Erdgeschloß in Küche und Keller, von dort in die Zita-
delle, um von da aus in alle Richtungen zu zerflattern und leise
gerannt in den Unterständen und Schützengräben vor Verdun
wieder aufeinander zu stoßen.

„Wilt ihr bereits, das Abenteuer ist offiziell verurteilt?“
— „Wir wissen!“ — „Nicht — ein Offizier!“

Doch wurde die Hoffnung Laufenber, daß nunmehr ein
Ende käme, die Verurteilung siegen werde, zunichten. Im Gegenteile,
immer toller wurden die Kämpfe um die einzelnen
Forts von Verdun. Immer mehr Menschen und Tiere und
Kriegsgeräte verschwanden in den tödlichen Schlammflüssen,
dem fließenden Sande jener Gegend, und immer neue Divisionen
wurden eingeseht. Wer dort ins Treffen kam, der tat gut
daran, entwerfen seine Rechnung mit dem Leben abzuschließen
und im vollen Bewußtsein eines unnützen Opfers zu sterben.

oder, wenn er das nicht konnte, stumpf sinnig wie ein Tier mit
in den ferocigen Strudel zu laufen.

Denn zu Stenah sah einer, ein noch junger, hochmütiger
Mensch, dem man die Macht über Leben und Tod Hundert-
tausender in die Hand gegeben hatte. Durch die Truppen aber
ging ein Mann, ein Mann, als er vom Sturz
Falkenhayns hörte, in Wut mit den Zähnen geknirscht und den
Ausspruch getan habe: „Aun erzt recht!“

So zeigten sich die Dinge im Frühommer 1916. Die
um Verdun liegenden Truppen, soweit sie dem Oberbefehl des
deutschen Kronprinzen unterstanden, wurden in engen Gürtel
aufgezogen, um in Quartieren, Waldlagern und Unter-
ständen des ständlichen Abtrufes gewärtig zu sein. Die Zeitungen
aber wurden mit Nachrichten versorgt, daß Hunderttausende
todesmütiger deutscher Männer mit Angebild den Augenblick
kaum erwarten könnten, in dem sie die Erlaubnis erhielten,
gegen den Feind stürmen zu dürfen. In Wirklichkeit wünschten
diese Soldaten wohl alle, daß der Kelch des Leidens an ihnen
vorübergehen möge. Denn der Mensch läuft nicht gern in den
sicheren Tod und wenn sein Leben ein noch so arbeitsreiches ist. Die
wenigen, die es wirklich nicht erwarten konnten, in die Schlacht
zu kommen, hatten aus irgendeiner Ursache Wünsche nach dem
Tod oder waren Fanatiker des Krieges. Die meisten aber sehnten
sich nach Flug und Schraubstock und bernach, nicht
ständig bis an die Mädel im Wute waten zu müssen.

Am Frühommer wurde vor Douaumont ganz
roch die erste bayerische Division eingeseht. Da war ein bayeri-
scher Major, das Kernbild eines Mannes und bei seinen Leuten
beliebt. Dieser Offizier mochte den Wahnsinn des Geschehens
wohl ganz erfasst haben. Denn als ihm eine Ordnung am
Morgen, als es noch dunkel war, den schriftlichen Befehl zum
Vorrücken überbrachte, da ließ er den Mann zuerst wieder auf
Zimmers gehen. Denn aber zog er in ohnmächtiger Wut den
Säbel aus der Scheide und schlug damit so lange die dürftig
aus Brettern zusammengesetzten Möbel seiner Stube in Fetzen,
bis er wieder kalten Mutes geworden war. Und was er dabei
in machtlosen Jorne und an Verwünschungen nach Stenah hin-
schrie, das kann kein Dursche erzählen, wenn er noch lebt. Des
Major kann es nimmer, denn er lag am gleichen Abend, ein
sehr stiller Mann, oben auf den Hügeln der Côte froide terre.

Das bayerische Infanterie-Leibregiment 39 und das
bayerische Juharkillerie-Regiment 14 aber stürmten
um die Zeit noch immer an diesen Höhen um das Dorf Fleury.
So lange, bis sie unter unglücklichen Mähen des Widerstandes
herr waren. Abendtags begann dann der Gegensturm der
Franzosen. Die Toten lagen haufenweise, die Erde wurde
lebendig, verschlang Lebende und Tote. Das Stöhnen und
Schreien klang in Wellen zum Himmel. Und der unerfüllliche
Roden trank Ströme rauchenden Blutes. Die schauerliche Bed-
eutung des Wortes: „Aun erzt recht!“ kam den vielen häm-
mend ins Bewußtsein und ließ sie zornig die Röhre über
einander heßen. In vielen tausend Stienen schrie es immer
wieder: „Es hat ja gar keinen Sinn!“ Aus dem Munde von
Mann und Offizier wurde das Wort immer wieder gesprochen.
Und immer wieder wurden die Massen vorwärts gefagt.

Vielleicht war es der Wille der Tausend im Feuer, der den
Willen des einzelnen im bequemen Quartier zu Stenah brach
und die Veranlassung gab, daß am Abend des zweiten Tages
die Stellung aufgehoben ward. Vielleicht aber auch hatte den
einigen vor der ungeheuren Luftschuld seiner selbst ein Grauen
erfaßt und den Manis seines Begehrens einsehen lassen.
Die Schlacht war mit Dunkelwerden abgeklaut. Sie und
ba gralle es noch aus der Ferne. Dünste der Schlacht erfüllte

die warme Nachtluft. Die Deutschen mußten sich zurückziehen und lagen erschöpft in notdürftig errichteten, neuen Stellungen auf blauer Erde umher. Ein ungeheurer Jörn, der nicht von der verlorenen Schlacht verursacht war, hat in jener Nacht die Division beherrscht. Doch wurde es immer ruhiger und stiller in der Gegend. Selten, daß der Schlag einer Art, der Schall des Fiedels, das Aufstoßen eines Spatens zu vernehmen war.

Weiter oben aber, am Rande des Bois hassoule, eines Wäldchens, dessen südwestlicher Rand in die freie Gegend sah, ging etwas Geheimnisvolles vor sich. Da huschten dunkle Gestalten hin und her und schlepten und sagten. Dazwischenklang der dumpfe Schlag des Sammers. Steine wurden herbeigewälzt und getragen. Man sah zorniges Stöhnen äante dazwischen. Dann trugen die dunklen Gestalten mit schweren Schritten, beinahe tiefevoll vorsichtig, etwas Geheimnisvolles herbei und legten es nieder. Stride schleiften raschelnd über dürre Äste. Etwas Hofes wurde langsam steil aufgerichtet. Spaten Mirtten, Steine klangen übereinander und dann war alles wieder ruhig wie zuvor.

Die Morgensonne zündete über östliche Hügel und spannte ein wildes, rotes Feuer über die Gegend. Sie warf ihr Licht mittelbig und unbarmherzig zugleich auf den kleinen Hügel, der dem Bois hassoule unmittelbar vorlag und vergoldete in unendlicher Warmherzigkeit das hohe Kreuz, das dort über einem Steinhaufen aufgerichtet war.

Am ihm hing, sorgsam mit Striden festgebunden, ein toter Soldat vom 10. bayerischen Regiment, den tags zuvor umweil jener Stelle die tödliche Kugel erreicht hatte. Der tote hing in voller Uniform mit ausgespannten Armen und gesenktem Haupte in der Geste des Geopferten.

Der Anblick war ungeheuerlich und dennoch achtunggebietend groß und unendlich rührend zugleich in seiner Symbolik. Sie wurde verstanden. Die Blide Tausender waren auf das Kreuz gerichtet. Viele standen tieferhütert entkühlten Hauptes vor ihm und über manch hartes Gesicht soll eine Träne gestossen sein. In Zügen des Kreuzes aber war eine kleine Fasel beschriftet. Auf ihr standen einige Worte, deren Sinn nach Stenon deutete.

Als dann ein höherer Offizier zornigen Gesichtes die Tafel abtrug, flogen ihm düstere Blide zu. Es war ja doch zu spät. Das Kreuz schien zu wachen und von Sonnenstrahlen umhüllt. Die weit ausgebreiteten Arme des toten Soldaten schienen Welten umspannen zu wollen.

Die Stunde von dem Kreuz ging von Mund zu Mund und wie ein Lauffeuer durch die Reihen der Tausende. Die Blide der ganzen Gegend und alle Feldstecher waren zum Bois hassoule gerichtet.

Nach einigen Stunden wurde das Kreuz auf höheren Befehl entfernt. Aber der Gedanke, der aus ihm strahlte, war lebendig geworden. Die Blide der Mannschaften brannten, diejenigen der Offiziere waren ernst, die Mienen nachdenkend. Sofort setzte eine scharfe Untersuchung ein, und hohe Belohnung, deren Summe in die Tausende ging, wurde für Ergreifung der Täter ausgesetzt. Diese Verlobung begehrte zehntausend Gulden. Wiederrum wenige Stunden später erhielt die Division ihre Ablösung. Sie hatte sich ihren Abzug erzwungen.

Das Kreuz mit dem toten Soldaten vom 10. Regiment am Bois hassoule aber wird in der Geschichte weiterleben und seine Wirkung tun.

Die Seeschlacht am Stagerat

Die Kriegsmächte haben den Tag dieses größten Seekampfes im Weltkrieg an vielen Orten „gefeiert“. Sie haben Regenerierung für das Wachen und Sterben Unschuldiger zu weiden verübt. Da ziemt es sich, den schwarzweihroten Medaillon und deren einmal zu sagen, wie es in einer Seeschlacht hergeht, welche Qualen die armen Matrosen zu erdulden haben. Und zwar aus der Feder eines Mannes, der die Seeschlacht am Stagerat miterlebte hat. Willi Radolf heißt der Betreffende. Dem „Vorwärts“ schreibt er die folgende erschütternde Erinnerung:

„Die Schlacht hatte vor Stunden schon begonnen und wurde immer heftiger. Jeder Mann auf dem Schiffe hatte vollauf auf seiner „Mar-Schiff-Station“ zu tun. Ich selbst war als Matrosen in einer Munitionskammer im Vorschiff und hatte mit den mir zugewiesenen zwölf Leuten die Kartuschen für den vor-

deren Turm herauszubefördern. Wir hatten schon mehrere schwere Treffer an Bord, wie wir selbst an der starken Erschütterung und dem Krachen gemerkt haben, und gleich darauf kamen dann auch die betreffenden Meldungen: Treffer in Abteilung 2 Backbord, Abteilung 2 über dem Panzerdeck läuft voll Wasser, anliegende Abteilungen lassen sich halten, Vortreffler in Backbord 2 Kasematze, Geschütz ausgefallen, Personal tot; schwerer Vortreffler in Abteilung 12 in den Befehlsaberbundplatz, Arzt und Sanitätspersonal sowie die Verwundeten tot“ usw. usw.

Berührend waren diese Meldungen gerade nicht, doch wurde unentwegt weitergearbeitet, da unser Turm immer weiter hoch. Da ging plötzlich das Licht aus, während über uns ein Krachen und Bersten war, als ob das ganze Schiff auseinanderfliegen sollte. Ich sprang an das Sprachrohr, doch drang aus demselben mit mir ein gelber, dicker Rauch entgegen. „Gasmassen auf!“ rief ich. Doch ich merkte bald, daß keine Gase eindringen. Nun ging ich ans Sprachrohr und brüllte hinein, was die Lungen hergaben. Niemand meldete sich oben, auch auf wiederholtes Pfeifen nicht. Also war der Turm ausgefallen.

Was nun? Daß noch dauernd unsere andern Geschütze ihre Stimmten erlösen ließen, hörten wir uns das beruhigte uns, denn es war ein Zeichen, daß das Schiff immer noch gefechtsklar war. Wir hielten uns mit der Notbehelfung aus. Unsere Arbeit war zu Ende, da jähliche Ventilation nach unsern Geschützen, und wir selbst konnten auch keine Verlobung erhalten, weder durch die Sprachrohre noch durch Klappen an den Wänden der benachbarten Abteilungen. Es herrschte eine brennende Hitze in dem Raume, da jähliche Ventilation bei Beginn der Schlacht abgestellt wird. Jetzt war es mittlerweile 11 Uhr geworden und die Schlacht schien zu Ende zu sein, da wir noch ab und zu ein Schuß abgeben wurde.

So hatten wir etwa 10 Minuten gefessen, da ein furchtbarer Stoß ließ uns hochfahren, doch taumelten wir gleich danach zu Boden. Wir war, als ob das Schiff hochgehoben wurde und dann legte es sich ganz hart nach Steuerbord über. Das ist meine letzte Stunde, war mein erster Gedanke. Und das selbe dachte wohl ein jeder von uns. Doch nicht lange sollte uns die Erklärung festhalten. Was ist das? Da fidierte Wasser durch den Munitionsschacht herunter. Jetzt fidiert es nicht mehr, sondern läuft schon im hellen Ströme, der von Minute zu Minute stärker wird. „Das Schiff geht unter!“ rufe ich, nein, brülle ich, „alle Mann nach oben!“ Doch ohne mein Rufen hatte jeder schon den Geist der Lage erkannt. Also das Licht oben öffnete, um das höchste Leben noch zu retten. Doch furchtensbleich starrten wir im nächsten Augenblick hinauf; auch durch dieses Licht fidiert schon Wasser! Krochden müssen wir hindurch. Soviel wie antommen können, stemmen sich dagegen, um es hochzuheben. Es ist vergeblich. Wir wußten, ohne daß es jemand aussprach: Wir sind eingeschlossen! Das einzige, was wir noch tun konnten, war, daß wir uns in die eigentliche Munitionskammer zurückzogen und die Tür, die diese Kammer mit dem Aufzug verband, fest hinter uns schlossen. Das toten wir dann auch und waren nun, wie wir uns gleich überzeuften, von allen Seiten von Wasser umgeben.

Stumpfsinnig hatten wir uns wieder hingefügt, einige lagen auch am Boden. Ich hatte noch einen Hoffnungsschimmer. Das Schiff konnte vielleicht doch noch in den heimathlichen Hafen zurückkehren, und da standen meine Lieben mit vor Augen, mein Frau und mein Kind. Dieser Gedanke härtete mich, so daß ich überleben konnte, was zu tun ist. Erst einmal mit Licht sparen. Fünf Lampen brannten jetzt, doch eine genügt. Nun zu sehen, ob Luft zu bekommen war. Nach einmal klopfte ich selbst alle Wände ab, aber überall der helle Ton, der mir ankündigte, daß sich auf allen Seiten Wasser befand. Nur die Tür gab einen hohen Ton von sich, daraus konnte ich schließen, daß dieser Raum noch leer war. Es war ein kleiner Raum dahinter, der ebenfalls voll Munition war, und beim Abstoßen der Wände ergab sich auch hier, daß ringsum schon Wasser war.

Die Schlacht war in der Nähe des Stagerats geschlossen, mithin hatten wir mindestens 12 bis 15 Stunden bis zum nächsten Hafen. Außerdem konnte das Schiff jeden Augenblick noch solch einen Treffer erhalten, wie derjenige gewesen war, der uns eingeschlossen hatte. Wir hatten auch keine Ahnung, wie die Schlacht für uns ausgefallen war, aber das wußte jeder von uns: dem Engländer wird das Schiff nicht überlassen. Mit es nicht mehr zu halten, so wird es unweigerlich in die Luft gesprengt.

Zu diesen Gedanken, die uns fast gar keine Hoffnung ließen, kam nun noch die immer schärfer werdende Luft, die das Atmen erschwerte, und so konnten wir wohl ungefähr den Zeitpunkt berechnen, der der letzte für uns sein mußte. Wieder und immer wieder hatte ich durch das Sprachrohr geschrieben und gerufen, doch niemand meldete sich, und nun auch entmutigt und erschöpft, ließ ich mich auf einen Kasten nieder. „Aufstöhnend“ schlug ich die Hände vor das Gesicht. Hatte ich geschlafen? Nein, es war ein anderer, der laut war aus dem kleinen Nebenraum gekommen. Ich stand auf, steckte eine Lampe an und leuchtete

hinein. Da liegt einer meiner Leute auf dem Boden. Ich rufe ihn an, bekomme aber keine Antwort, und wie ich mich zu ihm hinunterbeuge, sehe ich um ihn große Blutlachen. Er hatte sich die Pulsadern geöffnet, und ich war ihn noch verbinden konnten, hauchte er sein Leben aus.

Jetzt kamen neue Nachrichten für uns. Seit Stunden schon war unsere Kaffeekanne leer, die wir vor dem Befehle gefüllt mit hinuntergenommen hatten. Wie in n e n d e r Durst quälte uns alle, und nichts mehr zu trinken. Sollten wir denn alle Reiben erst durchlöcheren? Auch mich überkam das Verlangen, dem Leben ein Ende zu machen, doch hielt mich der Gedanke an meine Lieben davon zurück.

Es war mittlerweile 4 Uhr morgens geworden. Stumpfsinnig und erschöpft lagen wir auf dem Boden. Einige schliefen, andere hatten das Gesicht in den Händen verborgen, beteten sie oder wollten sie darunter die Tränen verbergen? Hoffnungslos überließ ich mich jetzt dem Verderben. Ich zählte noch einmal meine Lebensgefährten. Es fehlten wieder zwei. Ich ahnte, ja wußte, daß sie dem Beispiel ihres Kameraden gefolgt waren und ich sie im Nebenraum finden würde. Doch wozu sie hindern, ihren Quaden ein Ende zu machen? Bald war es ja mit uns allen vorbei.

Da springt plötzlich einer von den Matrosen auf, brüllt unheimliches Zeug und stürzt sich auf einen Kameraden, den er erwürgen will. Des Mann ist wahnsinnig geworden. Wir springen hinzu und unsere vereinten Kräfte genügt es, den Tobfüchtigen zu fesseln. Am uns vor ihm noch weiter zu sichern, bringen wir ihn in die Kammer nebenan, wo wie ich schon vermute, jetzt schon drei liegen. Ein Grauen schüttelte mich, soll auch uns allen noch dieses Schicksal bevorstehen? Es ist ja gräßlich, das nur ausgedenken. Noch einmal will ich das Sprachrohr versuchen. Ich schlepe mich hin und pfeife mit letzter Kraft mehrere Male hindurch. Ja, was ist das, da meldet sich ja plötzlich jemand. „Achtung!“ ruft es herunter. Wir vergehen die Sinne und ich falle ohnmächtig zurück.

Wie lange ich so gelegen, ich weiß es nicht. Wie ich erwache, sehe ich mehrere meiner Lebensgefährten um mich herum, die mir erzählten, daß sie jetzt dauernd Verbindung mit dem Deck hätten, daß man uns retten wolle, und wir nur noch etwas warten müßten. Das Schiff sei schon auf dem Heimweg.

Das wichtigste war jetzt frische Luft. Ich ging ans Sprachrohr und machte Meldung über unser Befinden, fragte auch gleich an, ob durch das Sprachrohr nicht ein Luftschlauch heruntergelassen werden könnte, und erfuhr, daß man schon dabei sei, uns vermittelst der Torpedoluftpumpe Luft herunterzupumpen. Es dauerte dann auch keine halbe Stunde, da wurde ein dünner Schlauch durch das Rohr hindurchgelassen, und gleich darauf strömte frische Luft herein, während die schlechte feuchte Luft des dünnen Schlauches aus dem Sprachrohr herausgedrückt wurde. Vor dem Erhitzen waren wir jetzt gerettet und jubelnd atmeten wir in vollen Zügen die frische Gottesluft ein.

Nun mußte aber auch unser Durst gestillt werden. Ich wußte also wieder und konnte unseren Durst nach oben geben. In kurzer Zeit wurde dann durch denselben Schlauch Wasser heruntergelassen. Nachdem wir in vollen Zügen uns damit gestärkt hatten, befahl mich eine solche Müdigkeit, daß ich kaum widerstehen konnte. Doch wir mußten durch das Sprachrohr stets mit dem Deck Anschlag behalten. So hielt ich alle, sich zum Schlafen niederlegen, während ich die erste Stunde wachen wollte. Schon in der nächsten Minute lag alles im tiefsten Schlafe. Gatten wir doch fast 26 Stunden nicht mehr an Schlafen denken können, dazu kam noch die schwere Arbeit und Nervenanstrengung während der Schlacht. Nur mit der größten Mühe hielt ich mich selbst munter, denn ich mit ab und zu Wasser über den Kopf und die Hände goß. Nun versuchte ich, nähere Mitteilungen zu erlangen, und erfuhr, daß das Schiff sehr schwer beschädigt sei. Der letzte furchtbare Stoß sei ein Torpedotreffer gewesen und habe das ganze Vorschiff unter Wasser gesetzt, das Schiff lauche vorn mit der Bord so tief, daß das Wasser über die Back hinwegspüle, außerdem fahre es deswegen dauernd rilladirekt, doch hoffe man, in etwa 8 bis 10 Stunden im Hafen zu sein.

Das waren ja ganz herrliche Aussichten, und ich war jetzt wieder guten Mutes. Nach einer Stunde wachte ich den ersten meiner Leute, der nun die Wache am Sprachrohr übernehmen mußte. Vorher sah ich noch einmal nach dem Gefesselten. Er lag ruhig und schien auch zu schlafen.

Erst nach 6 Stunden wachte ich auf, und zwar um 12 Uhr mittags. Wir waren jetzt alle erschöpft und sahen mit neuem Mut den kommenden Ereignissen entgegen. Daß wir noch mehrere Stunden unten in unserem Gefängnis zubringen mußten, war uns ja allen klar, obgleich wir, wie mir der Sprachrohrposten mitteilte, in kurzer Zeit vor der Schleppe sein würden. Nun meldete sich auch in immer höherem Maße der Hunger. Aber das Kommando hatte schon für uns gesorgt. Durch einen Schlauch wurde uns Okergrühpaste heruntergelassen. Nun wollte ich auch dem Tobfüchtigen Essen bringen, doch hatte dieser schon sein Leben ausatmet.

Mittlerweile hatten wir endlich die Schleppe erreicht, die den Hafen von der See abschließt, und da stellte sich heraus, daß unser Schiff zu tief ging, um einfahren zu können. Wir wurden nun beträufelt von Stunde zu Stunde. Die Gefäßstämme mußten durch den großen Schwimmlan abgenommen werden, Kohlen wurden aus den Bunkern geschafft, um das Schiff zu heben. Aber alles reichte noch nicht, die einzelnen Räume mußten gebichtet werden und wurden dann leer gepumpt. So verging Stunde um Stunde, und reichte sich zu Tagen und Nächten.

Was wir dort unten noch auszuhalten hatten, ging fast über unsere Kraft. Lange schon hatten wir kein Licht mehr, dann nahm der Geruch, der die im Nebenraum verwehenden Leichen sowie unsere eigenen Fäkalien ausströmten, immer mehr zu, so daß wir trotz der starken Ventilation fast daran zu Grunde gingen.

Endlich nach neun furchtbaren Tagen und Nächten konnte das Schiff in die Schleppe eingebracht werden, und hier durfte wir endlich darauf rechnen, unserer Hölle entrinnen zu können. Die Schleppe wurde, sobald die Tote dicht waren, leergepumpt und damit ließ dann auch das Wasser aus den Schiffsabteilungen heraus.

Nach zehn Tagen öffnete sich endlich unser Gefängnis und wurden wir nach und nach alle herausgeschafft. Selbst gehen konnten nur noch drei von uns, die anderen waren so schwach, daß sie herausgetragen werden mußten. Zuletzt die Toten. Und wie sahen wir aus! Von den 18 kräftigen jungen Männern waren vier tot. Sechs hatten schmerzhafte Haare bekommen und wir alle hatten entstellte Gesichter, die erst durch lange, sorgfältige Pflege im Lazarett wieder ihr natürliches Aussehen bekamen.

Für unsere Frauen

Zwischen den Trümmern einer Männerwelt

Als Frau und Mensch habe ich es mir zur Aufgabe gestellt, den Militarismus in jeglicher Form zu bekämpfen, weil er eine einseitige Auswirkung der zerkünder Kraft des Mannes ist, der wir Frauen jahrelang überlegen, ohne ihre die wiederheraufbauende, alles belebende Kraft des Weibes entgegen zu stellen.

Die europäische Generation steht auf dem Aussterberetat, wenn es dem Frauengeschlecht nicht gelingt, sich in ihrer auf sich selbst zu besinnen und jenen Eigenschaften, die das Weib zum Weibe machen, bei der Gestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse maßgebenden Einfluß zu verschaffen.

Wer das nicht glauben will, der besuche die Schlachtfelder Frankreichs. Nicht aus Sensationslust oder müßiger Neugier, sondern um sich ein gerechtes Urteil über die Auswirkungen des heutigen Gesellschaftslebens zu bilden und, erfährt von einem großen Erbarmen mit der vertreten Menschheit, sein Leben der Neugestaltung der Beziehungen von Mensch zu Mensch und Menschenwürde oder Volk zu Menschenwürde zu weihen. Eine verwirklichte Landstriche, sie sind die Trümmer einer Männerwelt, so grauenregend und jeder menschlichen Kultur bodlos sprechend, daß man verzweifeln möchte, wenn man nicht die Hoffnung haben dürfte, daß es der Frau gelingen werde, die Menschheit von ihrem Wahnsinn zu erlösen und einem menschenwürdigen Dasein zuzuführen.

Ich habe sie gesehen, die Stätten des Grauens, die Trümmer einer Männerwelt, das eventuelle Zukunftsbild Europas. Abends kam ich mit anderen in Verdun an — in Sedan, einem ehemaligen frauen Heim vieler glücklichen oder minder glücklichen Menschen, denen man vielleicht wie uns Deutschen schon in der Schulzeit vom Erbfeind erzählt, damit sie später wie wir schneller zum Menschenwerden bereit seien. Und dann kam der Erbfeind, den man herausbejournen, und vernichtete Glück und Gesundheit, Heim und Habe, und das Anglied blieb. Diesmal war es Frankreich, das verwüetet wurde. Wird es ein zweites Mal nicht Deutschland sein? Wie trübt, von Sieg und Niederlage verschiedener Nationen zu reden. Auf Frankreichs Schlachtfeldern hat die Menschheit insgesamt die größte Niederlage erlitten.

Von Verdun aus besuchten wir das Fort Maun, bei dessen nutzloser Eroberung Ungeahnte ihr Leben lassen mußten. Im Innern des Forts ist noch die Restierute zu sehen, an welcher der französische Major die Reste übergab, nachdem die Menschen darinnen 8 Tage kein Wasser mehr zur Verfügung hatten und der Ausgang beschossen wurde, so daß auch vom außen kein Wasser mehr herbeigeschleppt werden konnte. Beim Durchschreiten der Gänge kommt man in einem kleinen Raum, der den verzwefelten Menschen zur Notdiente und in dem bei der Hebrade der Franzosen 60 Tote und 6 Verwundete